

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrlov.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Zweimal noch hatte Ruth ihre künftige „Herrin“ besucht. Herr Otter hatte ihr erlaubt, schon vor dem gesetzlichen Termin ihre Stelle aufzugeben, da er, wiederum durch die stets praktische Theresie, einen passenden Ersatz gefunden hatte.

Und acht Tage vor dem Monatsersten hielt Ruth ihren Einzug in dem großen, grauen Hause, das fortan ihre Heimat sein sollte.

Gerade an demselben Tage erschien wieder Herr Niethling im Hause Otter und ward zu seiner unangenehmen Ueberraschung von einer etwas welken, aber um so liebenswürdiger lächelnden Empfangsdame nach seinen Wünschen gefragt.

„O, er wollte nur fragen, ob einige Abzüge des neuen Bildes fertig seien. Ob er nicht Fräulein Stockton sprechen könne?“

Nein, die Dame bedauerte sehr (mit spitzem Lächeln), aber Fräulein Stockton sei nicht mehr hier angestellt. Wenn der Herr vielleicht ihre Adresse wünsche, so könne er die jedenfalls in der Pension Schubert erfahren, wo das Fräulein aber ebenfalls nicht mehr weile.

Heinz Niethling verlor keine Zeit. Nach einer Viertelstunde klingelte er vier Treppen hoch bei Fräulein Schubert und bat um die Adresse von Miß Stockton. Er glaubte nicht recht zu hören, als das Dienstmädchen mit der hochstehenden Haubenschleife sie ihm mitteilte.

Bei Frau Ulrich? Und als Gesellschafterin? In der Großen F-Straße?

Ja wohl, so lautete die Adresse. Und just, als Herr Niethling sich dies noch einmal versichern ließ, kam Mr. Post aus seinem Zimmer und hörte es mit an.

„Hang you!“ sagte er im Vorbeigehen, aber man wußte nicht, ob er das Mädchen oder den Besucher meinte. Er hatte ja nicht das übliche „hang him“ ausgesprochen; übrigens war er im Begriff, nach New York zurückzureisen.

Niethling war ganz verblüfft, als er die vielen Treppen wieder hinabstieg.

Frau Ulrich — er kannte sie gut. Denn er war augenblicklich für ein halbes Jahr Hilfsarbeiter bei dem Justizrat Kurzius, der Frau Ulrichs Sachverwalter und Notar, außerdem ihr langjähriger Freund war.

„Merkwürdig!“ murmelte er einmal über das andere. „Es ist zu merkwürdig. Daß die alte Dame, bei der ich mich schon mehrmals lieb Kind zu machen suchte, nun gerade dieses Mädchen ins Haus nehmen muß! Diese süße Ruth, die mir sehr viel mehr den Kopf verdreht hat, als sie selber es ahnt!“

Er wälzte unsichere Pläne im Kopf, die alle darauf hinausliefen, daß er so bald und so oft wie möglich mit Ruth zusammenkommen wollte. Es müßte ja nicht mit rechtlichen Dingen zugehen, wenn er es nicht wenigstens zu einer kleinen Liebeleil mit ihr bringen könnte! Er wußte doch, wie man die kleinen Mädchen zu nehmen hatte. Bei dieser ging es umgekehrt wie mit dem Goetheschen Schwerenöter: Nicht fest und verwegen durfte er sein, sondern „zart“ mußte er ihr entgegenkommen.

Er strich seinen kleinen Katerschnurrbart in die Höhe, den er seit vierzehn Tagen trug.

„Machen wir, kleiner Käfer, machen wir!“ murmelte er.

Zur selben Zeit sprach Franziska Sebius ein ernstes Wort mit ihrem neuen Angestellten, August Stockton, der wieder einmal zu spät ins Bureau gekommen war.

„Das gehört sich nicht, Herr Stockton,“ sagte sie, durch ihre scharfen Kneifergläser den alten Eigenbold anschauend. „Sie haben wirklich nicht zu viel bei mir zu tun, aber so pünktlich, wie ich meinen Beamten ihre Gehälter auszahle, so pünktlich verlange ich auch von ihnen die Arbeit.“

„Ich übervorteile Sie nicht, Frau Sebius,“ fauchte er. „Ich leiste das Pensum, das ich zu leisten habe, und dabei kann es Ihnen doch gleichgültig sein, zu welcher Zeit das geschieht.“

„Durchaus nicht. Die Bureaustunden sind dazu da, um eingehalten zu werden, scheint mir. Wollte jeder das Selbige zu beliebiger Zeit leisten, so könnte ja auch jemand nach Mitternacht herkommen. Von zehn bis zwei Uhr haben Sie Ihre Arbeitszeit mit mir abgemacht. Die bitte ich einzuhalten.“

Bei diesen Worten wandte sie sich kurz um und schritt hinüber in ihr eigenes Kontor, das am andern Ende des Hauses lag.

Sie wußte, daß Stockton jetzt einige hämische und bittere Bemerkungen hinter ihr machte. Das verschlug ihr wenig, sie wollte nur auf Ordnung in ihrem Geschäft halten.

„Deutsche Kleinlichkeit!“ murzte August Stockton. „So etwas würde bei uns in Amerika nicht passieren.“

Er hatte sich nach und nach in den Wahn hineingelebt, wirklich ein „freier Amerikaner“ zu sein, der nur aus Torheit und Bequemlichkeit noch hier aushielt. Daß er drüben nie zu etwas Geseitem gekommen war, weil er eben nachlässig und ungleichmäßig in seinen Arbeiten war, das hatte er vergessen. Zudem mußte und wirkte in seinem Kopf ein neues Gewebe von Plänen und Entdeckungen. Er glaubte sich ganz nah daran, eine Flugmaschine erfunden zu haben, zu der man keinen Motor und keine Ballonhülle brauchte, sondern die auf eine ganz verschmigte Art genau den Vogelbau und Vogelzug nachahmen sollte.

Es war ein ungemein einfaches Projekt.

Au welcher Kleinigkeit es lag, daß es immer noch nicht so ganz funktionierte, das sollte sich in den nächsten Wochen endgültig herausstellen. Vermutlich lag es nur noch an

dem Material, das er ganz nach der Art der Vogelfedern herstellen wollte und dessen Fabrikation er ebenfalls ganz allein und geheimnisvoll zu übernehmen gedachte.

Nur Geld, Geld und wieder Geld fehlte ihm dazu. Es war eine Schmach.

Für Automobile und schwere Aeroplane fanden sich immer Kapitalisten — für einen genialen Erfinder wie ihn nie. Erst vor wenigen Tagen hatte er mit Herrn Weder gesprochen und versucht, ihn für seine geheimnisvollen Ideen zu gewinnen. Aber Weder hatte ihn mit seinen kalten, grauen Fingern spöttisch angesehen und gesagt:

„Das soll ich wohl zum Dank dafür tun, daß Ihre Tochter mir ohne jeden Grund den Stuhl vor die Tür gesetzt hat? Sie hätten sich das beizeiten überlegen und das Fräulein verhindern sollen, ihrer Abenteuerlust nachzugehen! Dann hätte ich mit mir reden lassen!“

„Abenteuerlust?“ war Stockton emporgesahren. „Was erlauben Sie sich, Herr Weder?“

„Regen Sie sich nicht auf, Herr Stockton, und geben Sie lieber zu, daß ich recht habe. Wäre sie bei mir geblieben, wie gesagt, so wäre ich möglicherweise für Ihre Pläne nicht taub gewesen. Aber so? Ich möchte wissen, wie ich dazu komme, Kapital zu riskieren!“

Ja, so war er abgefertigt worden! Und die Wut auf Ruth, die ohnehin fortwährend an ihm nagte, hatte sich in einem groben und unzusammenhängenden Briefe an seine Tochter entladen. Er nannte sie darin ein undankbares Kind und den „Nagel zu seinem Sarge“. Auch prophezeite er ihr, daß er es in der entwürdigenden Abhängigkeit von einer Frau nicht lange aushalten, sondern demnächst mit dem Tode abgehen werde.

Ruth hatte glücklicherweise endlich gelernt, sich durch solche väterlichen Zärtlichkeiten nicht mehr umwerfen zu lassen.

Und Franziska schrieb ihr auf ihre besorgten Anfragen immer wieder, es gehe dem alten Herrn recht gut, und er sähe frischer und kräftiger aus als je vorher.

So legte Ruth den zornigen Brief schweigend zu dem Uebrigen; doch merkte ihre mütterliche Vorgesetzte, daß sie eine schmerzliche Regung unterdrücken mußte.

Sie fragte kaum je etwas Persönliches, aber Ruth fühlte sich so unwillkürlich zu ihr hingezogen, daß sie freiwillig den aufmerksamen Blick von Frau Ulrich mit der Erklärung beantwortete:

„Es war ein Brief von meinem Vater. Er kann es mir noch immer nicht vergeben, daß ich ihn verlassen habe.“

„Um. Sagten Sie nicht, daß Sie jahrelang nur für ihn gelebt haben?“

„Ja, aber das war doch auch nur selbstverständlich. Ich mache mir selbst zuweilen Vorwürfe — besonders, seitdem ich in Ihrem Hause bin — daß ich ihn verließ.“

„So? Und warum das?“

„Weil es mir so überaus gut geht. Ich führe doch jetzt ein ganz paradiesisches Leben — arbeite nichts, tue fast nichts, und dafür bekomme ich noch ein hohes Gehalt — wahrhaftig, Frau Ulrich, manchmal meine ich, ich müßte plötzlich wieder aufwachen und finden, daß alles nur ein Traum war.“

Die jungen Augen logen nicht, was sie an Zuneigung und ehelicher Hingebung der Matrone aussprachen, das war ehrlich gemeint. Eine täglich wachsende Dankbarkeit erfüllte sie gegen diese Frau mit dem grundguten Herzen und dem geschickten, schlichten Denken.

Wie freute sie sich, als jetzt ein liebevolles Lächeln über die hier und da gefurchten Büge lief, und die ihr schon so liebe Stimme sprach:

„Wir haben beide also Glück gehabt, Ruth. Denn ich fürchtete mich auch ein bißchen davor, mir eine Unbekannte ins Haus zu nehmen, was ich doch mein Lebtag noch nicht getan hatte. Nun ist es so gut ausgefallen! Nur Frau Tribaldi wird mir natürlich zürnen, weil Sie nun nicht mehr Unterricht bei ihr nehmen.“

„Ich bin froh, daß ich nicht mehr hin brauche. Ich eigne mich so gar nicht zur Künstlerin! Und übrigens habe ich Ihnen ja alles erzählt, Frau Ulrich — wenn ich eines Tages doch heirate, wozu soll ich mich erst im Gesang weiter ausbilden lassen?“

„Ich hoffe, Herrn Kürow bald einmal kennen zu lernen.“

„Ja — Sie sind so sehr freundlich. Aber wir sind doch noch nicht richtig verlobt.“

„Wichtig? Als ich jung war, da hätte ich mich gewiß

sehr dagegen gestraubt, daß es einer nicht „richtig“ finden sollte, wenn ich auch nur ganz heimlich verlobt war. Nun, lassen Sie nur, Ruth, ich scherzte nur. Aber das meine ich doch auch — richtig verliebt scheinen Sie mir keineswegs zu sein.“

Ruth senkte den Kopf. Niemand brauchte es ja zu wissen, daß sie insgeheim brennende Sehnsucht nach Hermann hatte. Sie begriff es selbst nicht. Früher, als er noch nicht in Berlin war, da hatten sie sich gar nicht oft geschrieben, und sie hatte — vielleicht auch nur, weil sie in ein neues Leben hineingekommen war — nichts von Sehnsucht gewußt. Aber seit neulich Abend, seitdem sie mit ihm so trauliche, liebe Stunden verlebte, war in ihr ein Verlangen, gegen das sie sich wehrte; ihr war's, als müsse sie „stolzer“ sein, als dürfe sie um keinen Preis merken lassen, wie bange ihr nach ihm war.

Uebrigens schrieb ihr Kürow auch jetzt noch nicht oft; zwei oder höchstens drei Briefchen in der Woche, und es schien, daß ihn selbst seine Arbeit aufs äußerste interessierte.

Frau Ulrich fuhr jetzt abwechselnd mit Ruth oder mit Berber spazieren. Alle drei zusammen, das wäre ihr zuviel gewesen, auch hätte sie die geschäftlichen Rücksprachen mit dem alten Getreuen nicht ganz missen mögen. Und so auf der Fahrt, oder nachher im Tiergarten, da besprach sie alles so leicht und in den gewohnten Bahnen.

Das Gewohnte aber, das ward nun doch langsam in den meisten Richtungen geändert.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich Frau Ulrich über Ruth ein klares und in jedem Zuge treffendes Bild gemacht. Das war ein Mädchen nach ihrem Herzen! Und sie und keine andere sollte nun auch ihre Erbin sein, das war der erste logische Schluß ihrer Ueberlegungen und Empfindungen. Nicht etwa ihr Bruder! Der sollte freilich nie wieder Sorge haben, und er sollte auch bald aufhören, zu arbeiten. Mochte er doch als ein Sechziger, sich zur Ruhe setzen. Frau Ulrich schwankte noch bezüglich der Art und des Zeitpunkts, wann sie sich zu erkennen geben wollte.

Inzwischen aber wollte sie doch schon alles mit ihrem alten Rechtsfreunde besprechen und erlebigen. Beim Justizrat Kurzius, wo sie sich auch in jeder andern juristischen Angelegenheit Rat holte, hatte sie schon im vorigen Jahr ein Testament entworfen und niedergelegt. Das mußte jetzt geändert werden, und zwar je eher, desto besser. Man sollte solche Dinge nie aufschieben, denn rasch tritt der Tod den Menschen ja an.

Es war an einem heißen Julitage, als Ruth mit einem heißen Eröden bat, sich mit Kürow, der heute auf einige Stunden in der Stadt war, treffen zu dürfen.

Frau Ulrich klopfte sie auf die Schulter, lachte und sagte:

„Natürlich, Kindchen, gehen Sie nur und seien Sie vergnügt mit Ihrem Schatz. Es paßt mir heute sehr gut, denn ich habe mit meinem Anwalt zu sprechen.“

„Soll ich Sie dort abholen, Frau Ulrich?“

„Rein, Kleine, wir wollen es eher umgekehrt machen. Ich bin etwa um sieben Uhr fertig, der Wagen wartet auf mich dort, und dann kann ich ja hinkommen, wo Sie sein werden und Sie mitnehmen.“

Ruth überlegte, sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte.

„Ich bin nämlich wirklich neugierig,“ gab Frau Ulrich unverblümt zu, „ich will Ihnen gar nichts vormachen. Sie brauchen mir ja Ihren Freund nicht vorzustellen, aber es genügt mir oft, wenn ich einen Menschen nur sehe. Und es liegt mir am Herzen, zu wissen, wen Sie sich erwählt haben.“

„Gut, ich werde also von sieben bis halb acht das Stück am Tiergarten auf- und abgehen, das von der Bellevuestraße bis zur Lennéstraße geht, nicht wahr?“

„Ja, das ist mir recht. Und nun seien Sie noch so freundlich und nähern mir eine frische Kutsche in meinen Umhang, ja? Sie machen das so geschickt, und ich kann mich darauf verlassen, daß es gut aussieht.“

Frau Ulrich sah sehr hübsch und stattlich aus, als sie eine Stunde später in ihrem großen Landauer durch die Frankfurter Allee fuhr, um sich zu ihrem Anwalt zu begeben. Ihre seidenen Bindbänder umschlossen ein fröhliches, gesundes Gesicht, das aus den doppelten weißen Gazerücken so appetitlich herauschaute wie ein schon etwas schrumpfiger Bratapfel.

Der Justizrat erwartete seine angesehene und beliebte Klientin in seinem Arbeitszimmer, das ähnlich eingerichtet war wie dasjenige des seligen Karl Ulrich.

„Was gibt's Neues, meine verehrte Frau Ulrich?“ fragte er. „Haben Sie auch schon politisches Fieber bekommen und fürchten sich vor dem Kriege?“

„Um Gottes willen, Herr Justizrat, malen Sie doch keinen Deubel an die Wand! Glauben Sie ernstlich, daß es Krieg gibt?“

„Zweifeln Sie etwa noch daran? Haben Sie nicht seit acht Tagen die Zeitungen gelesen?“

„Ja, ja, aber ich glaube doch nun einmal grundsätzlich bloß die Hälfte von dem, was gedruckt wird.“

„Das ist noch zu viel. Glauben Sie aber nur ein Viertel, so ist das auch schon genug, um uns den — oder vielmehr die Teufel zu zeigen, die sich nahen. Wir brauchen sie gar nicht mehr an die Wand zu malen.“

Frau Ulrich sank in den Lehnstuhl, den ihr der kleine behäbige Herr hinschob. Sie sah ganz erschrocken aus und fand nicht gleich ihren gewohnten Ton wieder.

„Ich — ich fürchte mich nicht, Herr Justizrat,“ murmelte sie. „Warum sollte ich das tun? Aber ich habe Siebzig mitgemacht — und ich weiß es noch wie heute, wie mir das Herz erstarrete vor Jammer und Mitleid.“

„Ja, ein Krieg ist immer fürchterlich“, sagte kurzus, „gleichviel, wer ihn führt, und wer ihn gewinnt.“

„Oho!“ fuhr sie auf. „Wer ihn gewinnt. Na, daran ist doch noch nicht eine Sekunde zu zweifeln, daß wir gewinnen, wenn es wirklich losgehen sollte!“

(Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Von Waldemar Benschels.

Als der Vagabund das von Weiden und Erlengebüsch bewachsene Ufer des Flusses erreicht hatte, warf er sich ins Gras nieder, das in der leuchtenden, kühlen Erde so hoch stand, daß es ihn wie eine grüne Matratze aufnahm und überdeckte. Es war so still umher, daß man die Flügel der Libellen in der Luft des warmen Mittags hörte und die geheimnisvollen Stimmen des träge dahinjähelnden Wassers. Die Rohrspäßen schrieen im Schilf in einer nahen Sumpfniederung, in der das rote Wasser zwischen den hohen Halmen in der Sonne glitzerte. Der Ruhende dachte an das heiße Weidenband der Strafe, wie an eine überstandene schmerzhafteste Krankheit, trocknete seine Stirn und atmete tief, als tränke er seine Verwundung in diesem Frieden.

Der sanfte Wind bewegte über seinen Augen die Haare, sie schaukelten im Himmel. Eine Biene zog daher, summt sorgenvoll und ließ sich am Rand des Kelchs einer Sommerblume nieder, die sich mit ihr neigte. Das kleine Tier zog in die farbige Helligkeit der Blüte ein, in den strahlenden Sonnenkelch, in dessen reinen Hülle das Leben einander suchte und begegnete, in den einsilbigen Wundern der Natur. Langsam zog eine kleine, weiße Wolke hoch am Himmel dahin, leuchtete wanderte, und verging im Blau. Wenn die Wipfel der Erben von einem Windhauch berührt wurden, begann für eine Weile ein geschäftiger Eifer in den Blättern, ein silberner Strom umfließte sie, der die Augen lockte. Die Düste, die vom landwärmten Wasser und aus dem leuchtenden Grund der Ufer strömte, schlüßerte ein und führte merkwürdige Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit mit sich, die zugleich wach und vergessen waren, wie ein von Träumen befangener Wald.

Der Vagabund ließ die Stunden dahintreiben, als habe er sein ganzes Leben lang nur auf sie gewartet. Er sah nicht eben aus, als habe er sich viel um andere Dinge gekümmert, aber in den Bügen seines Gesichts lag ein aus der Tiefe des Herzens dringender Lichtschimmer, als habe sich Gott um ihn gekümmert.

Als schon die Gnadenbahn der Sonne ihren Höhepunkt überschritten hatte, vernahm der Ruhende ein gedämpftes hölzernes Poltern und ein Blätschern des Wassers, das nicht von der Strömung kommen konnte. Er richtete seinen Kopf empor und sah auf der Silberleiste, des Flusses einen Kahn hinabtreiben, in dem ein Mädchen stand, das mit einem groben Ruder lenerte und auf das Ufer zukielt, an dem er lag. Er betrachtete ihre von Licht umflossene Gestalt, ihre jungen Glieder, die das dürftige und arme Sommerkleid kaum verhüllte, und das feuchte Haar, das in einem nachlässigen Knoten in den gebräunten Nacken hing. Es war vor einem seltsamen, farblosen Mond, als hätten Sonne und Regen ihm seinen Glanz genommen. Und doch lag ein matter Schein darauf, von betörender Lebenswärme.

Dicht bei seinem Ruderlag sah er nur einen Holzsteg im Saump, der auf morschen Pfählen ein wenig in den Fluß hineinragte, zwischen dem Schilf. Als das Mädchen den Kahn an die Bretter antreiben ließ, und ihn beistellen wollte, erblickte sie den Vagabunden und sah ihn mit großer, hellen Augen fix und erschrocken an. Die Strömung drehte langsam den Kahn, das Mädchen hielt einen Pfahl mit der Hand fest, beugte sich vor und

staunte, bis die Züge dieses fremden Männergesichts ein ratloses Räseln in ihrem Angesicht hervorbrachten.

„Was liegt du dort? Woher kommst du?“ fragte sie langsam mit einer tiefen Stimme.

Sie zögerte, den Kahn zu beistellen und den Steg zu betreten, der Fremde schien es mit der Antwort nicht eilig zu haben. Endlich sagte er und erhob sich halb, wobei es schien, als drücke der schwere, goldene Sonnenmantel auf seine Glieder und Gedanken:

„Ich ruhe und schaue das Licht, die Pflanzen, den Himmel und das Wasser an, und man auch dich.“

Jedemwas seiner Art vermehrte sie leicht, sie empfand, daß sich mit ihm nicht auf die Welt leben ließ, wie sie es mit dem Brauten ihrer Gegend konnte. Aber ihr war, in einem bescheidenen Stolz, als sollte sie doch vor ihm bestehen können, auch war die heimliche Sorge, die sie beschlich, ob sie Lustig, sie war frei und wunderbar.

„Du bist müde, vielleicht hungrig, oder lange unterwegs?“ fragte sie höflich. Sie sah nun, daß er älter war, als er ihr zu Anfang erschienen mußte, seine Augen hatten sie getäuscht, deren Schein so jugendlich war wie das Blau des Himmels.

Die Würde ihrer Armut rührte ihn tief. Es schenkte ihm, als entflammte ihre Gestalt dieser Landschaft, wie eine Pflanze dem Wiesengrund. Ihn war, als verwirrte ihn die Sommerglut alles zu einem einzigen Leppich des Lebens, in dem das eine so viel wie das andere galt, Blumen und Wind, Mädchen und Hefen.

Er tat sich Gewalt an, erhob sich und trat auf den Steg zu.

„Komm herüber zu mir,“ sagte er, „ich werde dir helfen.“

Sie antwortete nicht, sah ihn voll und ruhig an und löste die Hand vom Pfahl, ohne sich zu rühren, so daß der Fluß den Kahn langsam vom Steg abtrieb. Er sah ihre Gestalt gegen den Himmel, unbeweglich und doch auf stiller Wanderfahrt, wie zuvor die Wolke im Blauen. So entfernte sie sich lautlos mehr und mehr von ihm, aber sie lächelte ihn an, als käme sie ihm entgegen.

„Komm doch wieder,“ sagte er und trat vom Steg zurück. Da sie sah, wie er sich an seinem alten Platz ins Gras stürzte ließ, und daß kein Anzeichen von Groll in seinen Augen zu finden war, laudete sie die Kinder ein und ließ den Kahn gegen die Rut, bis ihre Hand wieder den im Wasser schwankenden Pfahl erreicht hatte.

„Was wolltest du hier tun?“ fragte er.

„In der Bachmündung liegt die Fischreue.“

Sie erklärte, da sie den Ort verraten hatte, an dem ihr Gerät lag, denn er hätte vom Ufer aus dorthin gelangen können, und ein Landstreicher war es allemal, wenn auch . . .

„Woher kommst du?“ fragte sie rasch, um ihn abzulenken, aber es schien, als habe er nichts von der Reise gehört, denn er suchte weder nach ihr, noch antwortete er. Sie sah mit Befangenheit in seine Augen, und gewiß war ihr, als ob es eine glückliche Traurigkeit geben müsse. Sie wagte nicht mehr zu sprechen, so empfand, als habe sie ihn unroth getan, und ihre Unsicherheit wuchs. Da löste sie die Hand, ohne es recht zu wollen, und schlug die Augen nieder, damit die sonderbare Frage seiner Blicke sie nicht erreichen konnte. Die willkommene Strömung sagte wieder den Kahn, drehte ihn langsam und nahm ihn lautlos mit sich fort. Erst als schon die Schilfwände sie deckten, hob sie die Hand und winkte schüchtern, ins Grüne, Weiße dahin . . .

Erst vereinzelt, dann in Gemeinschaft, erklangen nun wieder die Stimmen der Rohrspäßen, und eine Libelle mit dunkelblauen Flügeln ließ sich auf einem Schilfhalm, dicht vor dem Ruhenden nieder. Als die Sonne mehr und mehr sank, wehte es kühler vom Wasser her. Der Sonnenschein umher belag auf allen Blättern, auf dem Wiesengrund, und in der Weiße am Saum des Waldes, jenen Goldglanz ohne Frische, wie er die Sommermittage so klar und sonderbar macht, in ihrer Stille. Die Fische begannen zu springen, ein dichter Schwarm kleiner, weißflügeliger Insekten spielte über dem toten Wasserarm in der reinen Luft und sah sich kausendfach im Spiegel seiner Lebenswelt; ein blanker, dunkler Ufergrund mit dem Bild des Himmels, Wiege und Grab . . .

Kriegszahlen einst und jetzt.

Die in jeder Beziehung ungeheuerlichen Ausmaße des Weltkrieges lassen sich am deutlichsten an den Zahlen erkennen, die hier im Spiele sind und hinter denen die größten Taten und Fiktionen aus vergangenen Kriegen klein und unbedeutend erscheinen müssen. Ganz außerordentlich erweist sich dieser Unterschied, den Leutnant Siegfried Baske in einer höchst interessanten Zusammenstellung im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift *Neber Land und Meer* darlegt, wenn man z. B. an die Zeit der berühmten „Vörsdamer Wachtparade“ denkt, als Friedrich der Große 1757 einen fast dreimal so starken Gegner mit bloß 24 000 Mann schlagen konnte, und als ein Aufgebot von 33 000 Mann genügte, um einen so bedeutungsvollen Steg wie den bei Leuthen zu erobern. Heute ist ein einziges deutsches Armeekorps so groß, daß es in vorgeschriebenen Abständen auf einer Straße marschierend, ungefähr eine Strecke von 60 Kilometer einnimmt, was also bedeutet, daß die letzten Truppen 10 Stunden ununterbrochen marschieren müßten, um an den Punkt zu gelangen, wo die ersten aufbrachen. Auch die Zahlen der napoleonischen Kriege, wie z. B. bei Leipzig 472 000 Mann, bei Wagram

810 000 Mann, bei Dresden 217 000 Mann, bei Mars la Tour 176 000 Mann, müssen uns heute noch als geringfügig erscheinen. Betrachtlich erweist sich schon der Unterschied zwischen dem Kriege 1870/71 und dem ostasiatischen Kriege. Im ersten Kriege verfeuerte keine deutsche Batterie in einer Schlacht mehr als 200 Schuß im Durchschnitt, im ostasiatischen Kriege aber war die Schußzahl bei vielen Batterien auf mehr als das Doppelte gestiegen. Der Weltkrieg jedoch hat auch die letztgenannten Zahlen bei weitem überbieten. Nach einer amtlichen Meldung der französischen Heeresleitung vom 17. Juni 1916 wurden z. B. nördlich von Arras an einem einzigen Tage von der französischen Artillerie fast 300 000 Schüsse gegen die deutschen Stellungen abgegeben, was also fast dem ganzen Verbrauch der deutschen Artillerie im Feldkriege 1870/71 gleichkommt. Die Bedeutung dieser Munitionsmengen wird greifbar, wenn Leutnant Baské ausführt, daß das Gewicht der genannten 300 000 Schuß auf nicht weniger als 4 500 000 Kilogramm geschätzt werden muß, für deren Fortschaffung also mehr als sechs Eisenbahnzüge von je 100 Waggons notwendig waren. Wenn man einen Schuß aus einer Feldkanone mit ungefähr 25 Mark veranschlagt, so kostete dieser eine Tag bei Arras die Franzosen 7,5 Millionen Mark, wobei die Verwendung zahlreicher kostspieliger Geschosse gar nicht in Betracht gezogen ist. Nach einem Bericht der deutschen Heeresleitung verhielt der Feind an einem Februartage des Jahres 1916 gegen eine Front von nur 8 Kilometer Breite mehr als 124 000 Schuß innerhalb 24 Stunden. Diese Schußzahl ist also dreimal so hoch wie die der deutschen Artillerie bei St. Privat gegen eine Front von fast 16 Kilometer Breite. Entsprechend dem ungeheuren Anwachsen des Munitionsverbrauches ist andererseits die Belagerungszeit der Festungen auf ein erstaunliches Minimum zurückgegangen. Während im deutsch-französischen Kriege Paris vom 19. September bis zum 28. Januar belagert werden mußte, Straßburg von Mitte August bis zum 28. September und Metz vom 18. August bis zum 27. Oktober, fiel im gegenwärtigen Kriege Antwerpen bereits nach drei Wochen, Zwangorod nach 14 Tagen, Lüttich und Barfaban konnten sich sogar bloß zwei Tage halten. Auch hinsichtlich der Verpflegung sind natürlich die Zahlen im Vergleich zu früheren Kriegen ins Gigantische gewachsen. Nach der Passstellung Leutnant Baské muß die tägliche Nahrung für eine Feldarmee von nur 4 Millionen Mann über 1 000 Eisenbahnwagen füllen. Was die Kosten im gegenwärtigen Kriege betrifft, so kann man schon jetzt sagen, daß sie so ziemlich die Kosten sämtlicher Kriege des 19. Jahrhunderts aufwiegen. Nach einer Berechnung von Edmond Thérigny Economiste Européen kostet der Krieg alle Kriegführenden zusammen etwa 90 Milliarden im Jahre, also 7 500 Millionen im Monat, oder 250 Millionen am Tage, oder 10 Millionen pro Stunde. Und zwar sind hier nur die reinen Militär-ausgaben berechnet. Was dies bedeutet, läßt sich am besten erkennen, wenn man vergleichsweise die Kosten der größten Kriege des 19. Jahrhunderts heranzieht. Es kostete nämlich der amerikanische Sezessionskrieg 25 000 Mill. Fr., die napoleonischen Kriege 16 500 Mill. Fr., der deutsch-französische Krieg 15 000 Mill. Fr., der russisch-türkische Krieg 14 100 Mill. Fr., der spanisch-amerikanische Krieg 5 000 Mill. Fr., der Transvaalkrieg 4 000 Mill. Fr., die italienischen Feldzüge 2 300 Mill. Fr., der chinesisch-japanische Krieg 1 500 Mill. Fr., die Kämpfe in Mager und Madagaskar 1 300 Mill. Fr., der spanisch-portugiesische Krieg 1 250 Mill. Fr. und die Kämpfe in Zentralasien 1 125 Mill. Fr. Schließlich sei noch ein Vergleich zwischen den Menschenverlusten gezogen: während die Menschenverluste sämtlicher Kriege des 19. Jahrhunderts rund 2 178 000 Mann betragen, ist man nach den russischen Feststellungen im gegenwärtigen Kriege allein für die russische Armee bisher zu einer Gesamtzahl von ungefähr 5 Millionen Kriegesgefallenen gelangt.

Vermischtes.

* Schätze im Gemüseabfall. Die durch den Krieg gewonnene Lehre, auch auf das Kleinste und früher als wertlos bezeichnete zu achten, hat allmählich zur wirtschaftlichen Verwertung von sog. „Abfällen“ verschiedenster Art geführt. Gemüseabfälle wurden zwar schon im Frieden auf dem Lande als Schweinefutter benutzt, doch dachte man wohl kaum daran, sie in irgendeiner Form auch noch als menschliche Ernährung zu verwenden. Heute haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung in grundlegender Weise geändert, und die Beschäftigung mit solchen Feagen führt immer noch zu neuen Verwertungsmöglichkeiten. Auf einen selten beachteten Schatz im Gemüseabfall und auf seine besondere Bearbeitung macht nunmehr Margarete von Kiewitz in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse aufmerksam. Der kostspielige, übrigens zum großen Teil aus dem Ausland bezogene Fleischextrakt läßt sich nämlich mühelos durch die Gemüseabfälle ersetzen, genauer gesagt, durch die in ihnen enthaltenen Rückstände, die Nährsalze. Zu diesem Zweck sammelt man alles Grüne des Gemüseabfalles, auch Obstreste, Äpfel- und Birnenschalen usw. Man wäscht sie und läßt sie in einem großen Kessel drei Stunden lang unter Zugabe von Salz kochen. Es ist wichtig, dies täglich zu wiederholen, um das Grün der neuen Pflanzen inzwischen nicht welken zu lassen. Durch diesen Kochprozeß werden die gerade in den unbenutzten Blättern

und Stränken enthaltenen Nährsalze gelöst. Die gekochte Masse wird durch ein Sieb gegossen und nach Ablassen des Wassers mit Hilfe einer Walzvorrichtung ausgepresst. In diesem Zweck kann man sich zweier Holzwalzen in der Art gewöhnlicher Wäscheausdringer bedienen. Der hierdurch gewonnene Sud wird zusammen mit dem abgekochten Wasser neuerdings in den Kessel getan und durch Kochen ohne Deckel so lange eingedampft, bis am Boden eine dicke Masse verbleibt. Diese Masse dient als Viehfutter, das Gemüswasser aber wird mit dem Sud von Abfallknochen zusammengegossen und in der beschriebenen Weise wieder eingedampft, womit der „Extrakt“ gewonnen ist. Außerlich kaum von den bekanntesten Fleischextrakten unterscheidbar, dient auch dieser Extrakt zur Bereitung von Tinkturen, Suppen usw. Er kostet nichts, hat durch die gelösten Nährsalze der Gemüseabfälle erheblichen Nährwert und kann durch Beifügen von Zwiebeln und Wacholderbeeren beim Einkochen des Gemüses auch ein vorzügliches Aroma erhalten. Da das Kochen keine Aufsicht erfordert und der Kessel während der Zubereitung der Mahlzeiten irgendwo auf dem Herd beiseite stehen kann, besteht die einzige Arbeit eigentlich in dem Auspressen der Masse, der Erfolg aber ist ein Fleischextrakt, der nicht schlechter, sondern bedeutend besser ist als alle Extrakte, für deren Beschaffung jährlich Millionen deutschen Nationalvermögens nach dem Ausland gingen.

* Die Getreideerntezeiten in Deutschland. Draußen auf den Feldern reift das Getreide heran, das uns für das nächste Jahr abermals mit Brot versorgen soll, und die Behörden, die die Verwaltung des Brotforns in der Hand haben, haben schon die besonderen Bedingungen für den Frühlingserntezeitpunkt. Dabei interessiert es, zu erfahren, welche Landstrichen Deutschlands es sind, die uns die ersten Ernten geben. Im allgemeinen sind es die Niederungen, wo das Getreide zuerst ausreift und in die Scheunen gebracht werden kann. Aber der Zeitpunkt ist auch dort in den einzelnen Jahren durchaus nicht gleich, sondern es kommen in den einzelnen Bezirken Unterschiede von vier Wochen vor, ja es liegen noch längere Zeitabschnitte dazwischen. Späte Bodenbestellung, wegen ungünstiger Witterung, ein kaltes Frühjahr, lange Regenperiode oder eine zu lange Zeit der Trockenheit und andere Einflüsse, das alles wirkt auf die Zeit des Heraufsteigens des Getreides und auf den Beginn der Ernte ein. So gilt in Schleswig-Vollstein der letzte Tag im Juli als der Tag, an dem im Durchschnitt mit der Roggenernte begonnen werden kann; dagegen hat diese auch einmal am letzten Juni tag begonnen, und in einem anderen Jahre fiel der Beginn der Ernte auf den 15. August. Zwischen diesem frühesten und diesem spätesten Erntetermin liegt ein Zeitunterschied von 16 Tagen. Vogt man einen Durchschnitt zugrunde, so haben die Gegenden am Oberrhein, am Main, an der Mosel und am Neckar die frühesten Getreideernten. Dort wird im Durchschnitt schon überall bis zum 15. Juli mit der Ernte begonnen, aber der Ernteanfang fällt auch sehr oft schon in den Juni, und die Landente dieser Gegenden haben meistens ihre Getreide schon vollständig eingeerntet, wenn in anderen Bezirken erst das Reifen einsetzt. Später wird das Getreide der Nordseeküste und in den deutschen Gebirgen zum Einernen reif. In verschiedenen Gegenden unserer Gebirge wird das Korn erst im September, selbst im Oktober zum Einbringen reif, ja, in manchen hochgelegenen Gegenden wird das Getreide in Jahren besonders ungünstiger Witterung überhaupt nicht mehr reif. Jedensfalls aber dauert es nur noch kurze Wochen, bis wieder mit der Ernte unseres Getreides begonnen werden kann.

* Staudhafte Liebe. Die folgende Anekdote, die zeigt, wie über Eheskandale hinweg einmal fast wirklich an die Möglichkeit der von ihm stets geleugneten standhaften Liebe geglaubt hätte, wird von der Zeitschrift „Everybodys“ erzählt. Als Kitchener den Oberbefehl in Indien hatte, erbat sich ein junger Offizier seines Stabes Urlaub, um sich zu verheiraten. Kitchener aber entgegnete: „Sie sind noch nicht fünfundsanzig. Warten Sie ein Jahr. Wenn Ihre Liebe solange dauert, sollen Sie dann den Urlaub erhalten.“ Das Jahr verging und der junge Offizier kam pünktlich, um seine Bitte zu wiederholen. „Nun gut“, sagte Kitchener, „der Urlaub ist bewilligt. Aber bei Gott, ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mann so standhafter Liebe fähig ist.“ Der junge Offizier verbogte sich und ging zur Tür. Am Ausgange aber drehte er sich um und sagte: „Vielen Dank! Nun kann ich Ihnen gestehen, daß es nicht dasselbe Mädchen ist.“

Stat-Aufgabe.

(a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler)
 V, der Vorhandspieler macht auf folgende Karte statt des unverlierbaren Großspiels ein b-Handspiel (Grün-Solo) und verliert.
 a b e B, b A, D, 7; a A; c A, D, 8.
 Eichel-, Grün-, Rot-Unter; Grün-Äß, -Ober, -7, Rot-Äß, Ober, -8.
 Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?
 Auflösung in nächster Nummer.
 Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
 Griechenland in der Klemme.